

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kunstfreunde,

wir treffen uns heute hier in einer schwierigen Zeit, um an eine Künstlergemeinschaft zu erinnern, die in schwerer Zeit versuchte, mit großem persönlichem Einsatz ihre Kunst zu präsentieren, um Geld zu verdienen und damit zu überleben.

Emil Thoma fasste die Situation so zusammen: „Ernst ist die Zeit und die Kunst eine Schinderei“. Auch mein Großvater, der Maler Paul Roloff, war nach dem 1. Weltkrieg der Meinung, dass „niemand in dieser Zeit Bilder brauche“ und hatte deshalb den Hof Aich bei Prutting erworben, um seine Familie ernähren zu können.

Als ihm aufgrund der 1919 erlassenen Verordnung über Zuzugsbeschränkungen – aus Angst vor „Überfremdung“ – die Rückkehr nach München verwehrt wurde, siedelte er sich in Prien an. Sein Atelier in München war, während er im Krieg war, 1915 beschlagnahmt worden. Er schloss sich zunächst dem „Chiemgaubund“ an, den er jedoch bald wieder verließ. Er war, wie auch die anderen Künstler, die sich später zur „Welle“ zusammenschlossen, mit der „bunten Bilderschau“ auf der Herreninsel, bei der die Bilder in zwei Reihen übereinander und durcheinander hingen, nicht zufrieden (wie das aussah, sehen sie im Heimatbuch, leider mit der falschen Unterschrift: Ausstellungssaal in der Welle).

So schreibt mein Großvater am 1. Oktober 1921 an seine Frau in Norwegen: „Heute war ich mit den Kindern im Motorboot in Feldwies wegen der Austrittserklärung aus dem Chiemgaubund ... hoffentlich war der Austritt aus dem Verein nicht eine komplette Dummheit, nämlich, wenn wir den Saal nicht wiederbekommen sollten“ – gemeint ist der Bibliotheksaal auf der Herreninsel. Seine Frau war Norwegerin und versuchte, in Norwegen seine Bilder, die er auf Skandinavienreisen vor dem Krieg gemalt hatte, zu verkaufen. Die norwegische Krone war in Zeiten der Inflation viel wert.

Am 9. Oktober 1921 schreibt er dann an seine Schwiegermutter in Norwegen: „Ich hatte viel mit der Inselangelegenheit zu tun, so dass ich wenig Vernünftiges gemalt habe, was mir nicht angenehm ist.“ Es war die Idee der Maler Bernhard Klinkerfuß und Paul Roloff, mit Gleichgesinnten eine Gruppe zu bilden und geeignete Räume zu suchen.

Am 19. Oktober schreibt Paul Roloff an seine Frau: „Am Montag früh kam Klinkerfuß wegen dem neuen Chiemgauclub und wir sind, d. h. Lommel, Klinkerfuß und ich, per Auto zu (den) Thomas gefahren, haben dort verschiedenes besprochen und dann mit dem Wagen zu Frl. Rösler und Müllers, die mitmachen sollen und auch gerne wollen.“

In der neuen Gruppe sollte jeder die Möglichkeit erhalten, seine Schaffensbreite mit mehreren Werken geschlossen zu zeigen. Das war die Motivation, gemeinsam neue Wege zu gehen.

Alle Künstler der neuen Vereinigung waren im Chiemgau ansässig und weit über dieses Gebiet hinaus bekannt und anerkannt. Sie waren alle Mitglieder renommierter Vereinigungen wie z. B. der Münchener Sezession. Sie stellten dort und auch im weiteren süddeutschen Raum aus. Aufträge hatten Sie, wie mein Großvater Paul Roloff, zum Teil auch in Norddeutschland.

Vor Ort aber wollten sie sich in einer breiteren Palette präsentieren, auch und vor allem um Bilder verkaufen zu können.

So schlossen sich im Herbst 1921 die Maler Bernhard Klinkerfuß, Paul Roloff, Emil Thoma, Hans Herrmann Müller-Samerberg, Paula Rösler und der Bildhauer Friedrich Lommel zur „Freien Vereinigung Chiemgauer Künstler“ zusammen. Ihr schlossen sich bald die Maler Rudolf Hause, Rudolf Sieck und Wolfgang Zeller an. Auch Lisbeth Lommel, die sich den Mitgliedsbeitrag nicht leisten konnte, konnte als Dauergast regelmäßig mit ausstellen. Frau Thoma fand den Namen die „Welle“ und ein Holzschnitt ihres Mannes wurde im internen Wettbewerb zum „Logo“ gewählt.

Die Jahre von 1922 bis 1934 waren geprägt von Inflation, Wirtschaftskrise und der daraus resultierenden Not. Nicht nur, aber besonders für Künstler eine schwere Zeit. So schreibt Annette Thoma am 24. Juni 1924 an meine Großmutter „... es ist ja so eine tragische Geldknappheit, ich mag nicht jammern, aber wenn man nun schon mit kleinen Schulden anfangen muss, weil man nicht mehr die 5 Mark im Haus hat, um sein Fleisch zu zahlen – da ist's doch ganz scheußlich“

und weiter „... Paula Rösler ging es arg schlecht, sie hatte 5 Mark im Monat zu verleben ...“

Das entscheidende Problem für die Welle-Künstler, die sich nach künstlerischem und menschlichem Verstehen zusammengefunden hatten war aber, entsprechende Ausstellungsräume zu finden. Gesucht wurden ja nicht irgendwelche Räumlichkeiten, sondern ein Platz an exponierter Stelle, den die zahlreichen Gäste des Chiemsees leicht erreichen konnten.

Bernhard Klinckerfuß, der Motor der Gruppe, hatte – nachdem sich keine andere Möglichkeit ergeben hatte – die Idee, ein eigenes Gebäude zu bauen, das den Vorstellungen der Mitglieder entsprach.

Als Baugrund war ein Platz auf den Stocker Schären – der heutigen Uferpromenade – vorgesehen. Die Kronguts Verwaltung – heute Staatliche Seen- und Schlösserverwaltung – war dem Unternehmen sehr zugeneigt und bot einen Pachtvertrag für jährlich nur 20.- Mark für das Gelände an, mit einer Laufzeit von zehn Jahren.

Weniger angetan war zunächst die Marktgemeinde Prien von den Plänen der Künstler. Klinkerfuß musste seine ganze Überzeugungskraft aufbringen, um 1922 die Baugenehmigung zu erhalten. In seinem Schreiben vom 5. März beschreibt er die zukünftigen Vorteile für die Gemeinde, die künstlerische Qualität der allseits anerkannten Mitglieder der Welle und die, wie er sagt, vornehme und gediegene Art des geplanten Gebäudes. Er gibt auch eine Garantie dafür, dass auf die Gemeinde keinerlei Kosten zukommen werden. Das wäre auch heute ein schlagendes Argument.

Für den Bau werden 60.000.- Mark veranschlagt, eine enorme Summe für die Künstler, auch wenn die Inflation schon begonnen hatte. Versucht man, die Summe in € umzurechnen, so ist vielleicht das Briefporto ein guter Maßstab. Konnte man damals 150.000 Briefe dafür verschicken, so kosten diese heute 120.000.- € und das würde das Kunstgebäude wohl auch heute kosten. Wie die einzelnen Künstler diese Summe zusammengebracht haben, darüber gibt es keine Aufzeichnungen. Meine Großmutter hat sehr wertvolle Ohringe

aus dem Familienschmuck, verkauft um bei der Finanzierung mitzuhelfen.

Um den Handwerkern, alles ortsansässige Firmen, die während der Bauzeit laufende Geldentwertung auszugleichen, wurde teils mit „Naturalien“ bezahlt. So malte z. B. mein Großvater zusätzlich die beiden Töchter des Zimmerermeisters Jell.

Nachdem der Bauantrag die Hürde des Gemeinderates genommen hatte, brauchte das Bezirksamt Rosenheim zehn Tage für die Zustimmung. Nach weiteren zehn Tagen war Baubeginn und nach sieben Wochen unter der Bauleitung von Klinkerfuß konnte die erste Ausstellung am 24. Juli 1922 eröffnet werden – das wäre heutzutage undenkbar.

Das schlichte, formschöne, sandfarben gestrichene Holzgebäude mit der weißen Eingangstüre hatte 4 Ausstellungsräume, einen Kassenraum, indem auch der Verkäufer schlief, einen Kistenraum und eine Toilette auf einer Grundfläche von etwa 200 qm. Eingangs- und Hauptraum, die durch Oberlicht erhellt wurden, konnten mit Flügeltüren so miteinander verbunden werden, dass ein großer Saal entstand, der z. B. für Konzerte genutzt wurde. Die Wände waren mit hellgrauem Stoff bespannt, die Decken und Innentüren weiß gestrichen. So konnten die Kunstwerke eine ungestörte Wirkung entfalten.

Da die „Welle“ kein gemeinschaftliches künstlerisches Programm verfolgte, gab es keine Jury. Jedes Mitglied erhielt eine Wand zur eigenen Gestaltung; die Wände wurden jährlich gewechselt und verlost.

Das erste öffentliche Auftreten der Welle-Künstler im eigenen Gebäude übertraf alle Erwartungen. Die großen Münchner Tageszeitungen berichteten ausführlich und positiv über die Ausstellung mit ihren Gastaustellern, wie auch in den folgenden Jahren. Im Katalog von 1997 finden Sie zahlreiche Kritiken.

Stets bemüht um ein hohes Niveau wurden immer wieder anerkannte, auch auswärtige Künstler eingeladen, wie z. B. Max Slevogt und Karl Hagemeister.

Die finanziellen Probleme der Mitglieder waren groß. Von den Eintrittsgeldern konnte man nicht reich werden. 50 Pfennig und für Einheimische nur die Hälfte, das reichte kaum um die Kosten zu decken. Alles musste selbst organisiert werden. Sogar die Möblierung des Schlafraums für den Verkäufer wurde untereinander aufgeteilt.

So schreibt Klinkerfuß im Juni 1924 an meine Großmutter in Norwegen: „Nun sind's nur noch 3 Tage bis zur „Welle“ Eröffnung. Heute kommt schon der Verkäufer. Wir hatten doch zwei Jahre die ganze Einrichtung gestellt. Liesl (Frau Klinkerfuß) kann nun heuer dieses Bett nicht mehr entbehren und so wandte ich mich zuerst an Lommels, die aber nichts haben, dann in der Verzweiflung an Agnes (Agnes war das Hausmädchen meiner Großeltern und kümmerte sich auch um die beiden Töchter – 12 und 9 Jahre –, wenn die Eltern unterwegs waren). Die Bettwäsche stellt ja Frau Thoma und so hoffe ich, Sie sind einverstanden, dass wir das 2. Bett vom Mädchenzimmer nahmen, das ich eben heruntergeschafft habe, das während meines Schreibens von Agnes geklopft wird, das ich dann hinüberbringe und aufstelle. Tisch und Waschtisch wird Frau Sieck wieder stellen und so wird's mit meiner Hilfe und der Cyclonette (das war sein Auto) bis zum Abend wohnlich sein.“

Für den Verkäufer wurde ein Essens-Abonnement beim Westernacher bezahlt und als dafür der Preis erhöht werden sollte, erklärte sich mein Großvater bereit, stattdessen eine der beiden Töchter des Wirtes zu malen. „Willst die Fade oder die Freche malen“, fragte der. Mein Großvater entschied sich für die Freche und das war sie wohl auch. Später malte er auch noch die Frau des Wirtes. Auf die Frage, wie ihm das Bild gefalle, sagte der nach langer Pause „oh mei, de mit de spitzn Nosn de scheich i.“

Klinkerfuß war immer vor Ort und kümmerte sich um alles. Das ging so weit, dass er z. B. eine Chiemsee-Landschaft meines Großvaters, die nicht signiert war und verkauft werden sollte, in der sicheren Annahme des Einverständnisses meines Großvaters im geheimen mit „P.Roloff“ bezeichnet hat. Der Unterschied der „Signatur“ ist so

auffällig, dass das Gemälde bei einer Auktion so wenig Interesse fand, dass wir es, in Kenntnis der Vorgeschichte, günstig zurückkaufen konnten.

Mein Großvater war leider zur Ausstellungszeit normalerweise zum Malen in Norddeutschland. Zunächst gab es viele Portraits zu malen. Aber dann wurde es auch dort immer schwieriger, Aufträge zu bekommen. Der Bremer Architekt Blendermann, für den er auch herrschaftliche Villen ausmalte und Lommel Gartenplastiken entwarf, war ohne Arbeit. „...und auch sonst haben die Leute kein Geld für Kunst“, schreibt meine Großmutter an ihre Mutter in Norwegen, „aber unsere Freunde hier werden uns schon nicht verhungern lassen.“

Und so musste gespart werden. In unserer Familie sah das so aus: Das Wohnhaus wurde im Sommer mit dem Mädchen an Feriengäste vermietet, während mein Großvater auswärts malte und meine Großmutter versuchte, in Norwegen Bilder zu verkaufen. Als das Priener Gymnasium schloss, mussten die beiden Töchter, also meine Mutter und ihre Schwester bei Freunden in München wohnen um dort auf die Schule zu gehen. Schließlich mussten sie die Schule abbrechen und einen Beruf erlernen, damit sie baldmöglichst auf eigenen Beinen stehen konnten. Wie groß muss die Sorge um die Zukunft gewesen sein!

Die Jahre mit wenig Aufträgen in Norddeutschland haben für uns heute den Vorteil, dass in dieser Zeit die schönen Landschaftsbilder hier aus der Gegend entstanden sind und die Portraits einheimischer „Köpfe“, wie mein Großvater interessante Gesichter nannte. Er musste einfach malen, auch wenn es kein Geld dafür gab.

Es war wohl für alle Künstler ähnlich schwierig und obwohl man mit den Welle-Bildern 1926 eine Reise nach Heilbronn, Stuttgart, Ulm und Würzburg unternommen hatte, um sich einem größeren Publikum zu präsentieren, musste 1927 über einen Verkauf des Gebäudes nachgedacht werden. Im gleichen Jahr zerstörte ein schweres Hagelwetter alle Fenster und Oberlichte. Trotzdem entschlossen sich die Künstler, doch an ihrem Gebäude festzuhalten und nach der Reparatur wurde die Ausstellung im Juli eröffnet.

Der unerschütterliche Glaube an die Kunst hat es der Gemeinschaft ermöglicht, trotz großer finanzieller Schwierigkeiten weiter engagierte Kunstausstellungen in Prien zu zeigen.

1928 verliert mein Großvater und mit ihm viele Bürger durch die Pleite des Priener Bankhauses Haas seine gesamten Ersparnisse. An seine Schwiegermutter in Norwegen schreibt er: „Ich arbeite sehr, muss das auch, denn unsere erste Violine im Streichquartett (er selbst spielte Cello) Herr Banquier Haas hat Konkurs gemacht. Er ist halt ein ebenso schlechter Banquier als Geiger.“

Als 1932 der Pachtvertrag ausläuft, zeichnete sich das Ende der „Welle“ ab. Zwar verlängerte die Kronguts Verwaltung auf Bitten der Künstler den Pachtvertrag noch einmal um zehn Jahre, aber die Gemeinde verlangte bereits nach der Ausstellung 1933, dass der Pavillon entfernt wird. Eine Verlegung des Gebäudes wäre sehr teuer geworden und vielleicht fehlte den Künstlern auch nicht nur das Geld, sondern auch die Kraft nach vielen Jahren hoher künstlerischer Anerkennung, aber ohne den erhofften finanziellen Erfolg, noch einmal neu zu beginnen.

Bernhard Klinckerfuß schreibt an die Staatliche Verwaltung Herrenchiemsee: „Am 26.5.1934 ist das Gebäude der „Welle“ mit allen Rechten und Pflichten an die Gemeinde Prien übergegangen.“ Kurz darauf wurde das Gebäude abgebrochen – das verschweigt Wikipedia!

Die Künstler haben keine andere Ausstellungsmöglichkeit erhalten und sind wohl auch nicht finanziell für den Verlust des Gebäudes entschädigt worden.

Prien zerstörte sich damit die einmalige Chance, an exponierter Stelle in einem attraktiven Gebäude Kunst zu zeigen.

Die Künstler der „Welle“ blieben Freunde, aber die Vereinigung löste sich auf. Die 1933 beginnende Gleichschaltung aller deutschen Künstler hätte wohl auch eine freie eigenständige Gruppierung auf die Dauer nicht toleriert.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass es sich bei den Künstlern der „Welle“ um eine Gruppe handelte, die weit über den Chiemgau hinaus

bekannt war, und einen hohen Anspruch an ihre Mitglieder und Gäste stellte.

Alle Details zur kunstgeschichtlichen Bewertung finden Sie in dem schönen Buch „Künstlerlandschaft Chiemsee“ von Ruth Negendanck und ausgewählte Zeitdokumente in dem sehr empfehlenswerten Katalog der „Welle“-Ausstellung 1997 von Karl Aß.

Leider finden sich im 3-bändigen Priener Heimatbuch nur wenige Zeilen über diese Künstlergemeinschaft, die als Begründer der „Künstlerlandschaft Chiemsee“ für Prien angesehen werden muss und damals auch für zwei Frauen ganz selbstverständlich Ausstellungsmöglichkeiten bot auf Grund ihrer künstlerischen Fähigkeiten.

Karl Aß ist es zu verdanken, dass diese Ausstellung zustande gekommen ist und so die erste Priener Künstlergemeinschaft 100 Jahre nach ihrem Entstehen in einer interessanten kleinen Ausstellung gewürdigt wird. Ihm gilt mein besonderer Dank.

Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren haben jetzt die Gelegenheit, einen kleinen Teil der damals ausgestellten Werke und viele Zeitdokumente zu sehen und sich in Ruhe ein persönliches Urteil über die Qualität der heute zu Unrecht vergessenen Künstler der „Welle“ zu bilden.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit